

Über die Lebenserinnerungen von Richard Voß.

Schon im Jahre 1875 schrieb Richard Voß als Vierundzwanzigjähriger eine Allegorie auf sein Leben. Einer Sammlung Skizzen und Erzählungen hatte er den Titel „Scherben“ gegeben, die Einleitungen zu den beiden Teilen des Buches sind lyrische Variationen über das Titelwort. „Ihr Scherben, ihr traurigen Scherben — einst wart ihr ein gutes Gefäß, ein sauberes Gefäß und konntet den wohl erfreuen, der euch ansah. Nun seid ihr zerbrochen und liegt als Schutt in dem Fehricht. Traurige Scherben, ihr seid das Bild meiner Seele. Diese Seele war auch einmal jung und fröhlich und kraftvoll, ein Gefäß, das bereit stand, alles in sich aufzunehmen, was schön war und herrlich und groß, um dann mit seinem Inhalt durstige Menschen zu erquicken. Aber da kam das Leben, und mit harter Hand faßte es das zarte Gefäß und füllte es bis zum Rande mit Elend und Kummer und Leiden, daß es klirrend zerbrach. . . . Jammer, o Jammer, daß es so traurig zertrümmert. . . . Möchte doch einmal eine freundliche Hand die Scherben meiner Seele mitleidig sammeln. . . .“

Nicht lange, und er selbst machte sich daran, die Scherben wieder zusammenzufügen. Da er 1910 *La perduta gente*, Erlebnisse in Italien, herausgibt, ist es „nicht mehr der müde Mann, der die Scherben eines zertrümmerten Menschenlebens zusammensucht, um darüber weltschmerzlich zu klagen — es ist ein eifrig Strebender, der im Leben und in sich selbst nach dem sucht, was imstande wäre, ein nützliches Ganzes zu bilden, womöglich in schöner Form“. — Wenige Monate vor seinem Tode erhebt er beim Rückblick auf sein Leben „Hände und Herz zu einer Gottheit, die mein Leben köstlich gemacht. Köstlich durch Sorge und Kampf und köstlich durch Liebe und Arbeit“. Ist es dem Menschen und Dichter wirklich gelungen, die Scherben „zu einem Ganzen, zu einem edel geformten, mit mancherlei Zierat versehenen Gefäß zusammenzuschweißen, geschaffen, um manches Menschenauge zu erfreuen“?

Wer die Lebenserinnerungen¹ des Dichters liest, sollte meinen: ja. Eine köstliche Schale, gefüllt, bekränzt mit roten Rosen. — Herbst 1916,

¹ Aus einem phantastischen Leben. Erinnerungen von Richard Voß. 8° (494 S.) Stuttgart 1920, J. Engelhorn.

da Richard Voß mit seinen 65 Jahren fühlte, seine Uhr sei abgelaufen, begann er sein letztes Buch. Hoch oben in seinem Waldhaus bei Berchtesgaden; es führt den Namen „Über allen Gipfeln“; in dem grün-blauen Zimmer, wo jedes Ding ein Stück gelebtes Leben ist. Durch die Fenster dunkelt der Wald, glüht der Wazmann im Sonnenuntergang. Es dämmt, der Abendwind rauscht, ein Rauz schreit, so beginnt er zu schreiben. . . . Es wird Frühjahr, glanzumflossen die Gipfel des Wazmann, des Unterbergs und der Reiteralp; wie eitel Gold die knospenden Buchenwälder. Die Blüten schimmern gelb von Primeln, blau von Gentianen, rot von Orchideen. . . . Auf den Schreibtisch flattern Briefe, die von den Schrecken des Weltkrieges erzählen; tage- und nachtelang dröhnt über die Tauern dumpfer Kanonendonner von den Isonzoschlachten. Blatt um Blatt füllt sich mit anschaulichen Schilderungen aus diesem Menschenleben zwischen den beiden Kriegen 1870/71 und 1914—18. Das letzte Kapitel wurde Ende Mai 1918 beendet. Als Richard Voß am 10. Juni 1918 starb, hinterließ er die erste, noch unkorrigierte Niederschrift seiner Erinnerungen. Friedrich von der Leyen hat die Ausgabe besorgt und Tagebuchaufzeichnungen des Dichters aus den Jahren 1917 und 1918 hinzugefügt.

*

„Schreiben Sie aus Ihrem phantastischen Leben!“ hatte Marie v. Bunsen einmal zu Richard Voß gesagt. Deshalb gab er seinen Lebenserinnerungen die Überschrift „Aus einem phantastischen Leben“. Phantastisch ist nun auf den ersten Blick die märchenhaft schöne landschaftliche Umgebung, in die dieses Leben hineingestellt ist. Den Sommer pflegte der Dichter in seinem Landhaus „Bergfrieden“ bei Berchtesgaden zuzubringen; im Herbst weilte er einen Monat auf der Wartburg, um nach einem Übergangsaufenthalt in München, Berlin oder Wien für die kalte Jahreszeit sein geliebtes Italien aufzusuchen. Drei Bilder zeigen die stolze Renaissancevilla Falconieri mit ihrem Zypressenteich, auf zweien steht „Bergfrieden“ und das Waldhaus „Über allen Gipfeln“ idyllisch zwischen Tannen und Bergen.

In dieser schönen Umgebung lebte ein Mensch, dem seltene Erfolge beschieden waren. Im ersten Winter, den er in der Villa Falconieri verlebte, 1881, erhielt er innerhalb zweier Wochen die Drahtnachrichten, daß er sowohl bei der Frankfurter Dramenkonkurrenz zu Ehren Goethes wie bei der Mannheimer zu Ehren Schillers den Preis davongetragen habe. Von den mehr als zwanzig Dramen, die Richard Voß in den nächsten

fünfzehn Jahren schrieb, gingen die meisten über die großen Bühnen Deutschlands und Österreichs. Besonders in Wien und München fanden sie den Beifall des Publikums. Noch größeren Erfolg hatte Voß als Romanschriftsteller. Von „Zwei Menschen“, 1911 erschienen, liegt jetzt das 260. Tausend vor. — Viel gelesen und hochgeehrt. Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar kam selbst nach Berchtesgaden, um Voß die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zu überbringen. In Berchtesgaden war es auch, wo Prinzregent Luitpold von Bayern dem Dichter die Luitpoldmedaille überreichte.

*

Dieser äußere Glanz breitet sich fast blendend um einen Kern sittlicher und künstlerischer Werte. Mit wie dankbarem Sinn gedenkt der Greis aller, die ihm gut gewesen sind! Pietätvoll hat er die Aufnahme der Bilder seiner Eltern in seine Selbstbiographie angeordnet. Pietätvoll schildert er seinen Vater, den pommerischen Rittergutsbesitzer, den stillen, ernsten, vornehmen Mann, dem das Herz brach, als er sich von der Heimat trennen mußte. Noch auf den letzten Seilen wird die Erinnerung an die Mutter von neuem wach. Er sieht die schöne, begabte Frau am Webstuhl den Einschlag prüfen, sieht sie in ihrem Staatskleid aus schwerem schwarzem Atlas und der pompösen Tüllhaube mit gelbem Bandwerk. . . . Mit großer Wärme erzählt Richard Voß vom „Andreas-Institut“, dem er in seinem dreizehnten und vierzehnten Jahre angehörte; noch in ihren Gräbern dankt er den Verkern seiner Jugend. Dankbare Freundselsliebe drängte ihn, an der Bahre Ernst v. Wildenbruchs eine Nachtwache zu halten. — An vielen, vielen Stellen gedenkt Voß seiner Gattin, die zu ihm kam „mit dem Antlitz einer Madonna, ein starkes Weib und zartes Kind zugleich“. 1878 führte Voß Melanie v. Glend heim, vierzig Jahre genoß er „das Glück des innersten Zusammenlebens“. Die letzten Zeilen der Erinnerungen sind ihr geweiht.

Dankbar erinnert sich Voß auch der Stätten, die ihre Heimat geworden sind; er hat ja nicht nur eine Heimat. Oft weinte der Knabe über die Herrlichkeit seiner pommerischen Heimat, das wogende Meer der Saaten, die Gefilde weißen und roten Ales, worüber ein Summen schwebte; die Felder blau von Lupinen, goldgelb von Raps. Fliederbäume reichten mit ihren weißen Dolden zu den Fenstern des Elternhauses, der Goldregen leuchtete hinein und der Scharlach des Rotdorns. . . . Und Bayern, die bayrischen Alpen, sein „Bergfrieden“! Buchenwipfel wölben sich zu feier-

lichen Ruppeln, die Stämme leuchten gleich silbernen Säulen, und dazwischen dunkeln die Waldbriesen der Ahorne mit ihrem schönblättrigen Laubwerk. Silberschimmer liegt auf den Zweigen der Edeltannen. Unten glänzt der Königssee, das ganze Gebirge breitet sich aus vor dem Blick, vom Göl bis zum Watzmann. Lange trug Voß sich mit dem Gedanken, seiner Liebe zu Bayern ein monumentales Denkmal zu setzen. In den lebendigen Fels der Falkensteinwand am Königssee sollte der bairische Löwe in Riesengröße eingehauen werden, gewaltig sich aufredend, das mächtige Haupt gegen Nordwesten gewendet. — Zur liebsten Heimat wurde dem Dichter jedoch Italien, Rom, die Campagna und vor allem die Villa Falconieri, sein „leuchtendes Haus“. Mit fiebernder Sehnsucht träumt er von seinem Italien, dessen Eintritt in den Weltkrieg ihm fast das Herz brach. In glühenden Farben erlebt die Campagna, die Steppe mit den antiken Wasserleitungen, den roten Wachttürmen, den wilden Herden und satyrähnlichen Hirten; die Campagna in den Flammen der Mohnblüte oder im Schnee der Margeriten; die tuskulanische Veilchenblüte unter den knospenden Ulmen; der Ginkgozauber, der Fluten blühenden Goldes von allen Höhen stürzt; die Terrasse mit dem Hain nachtdunkler Zypressen; das Ölwäldchen, das seinen silbernen Schleier auf die schwarzen Wasser herabwirft; die frisch vom Baum gepflückte Feige, durch deren geborstene schwarzblaue Schale goldiger Saft perlt; Michelangelos Jüngstes Gericht im Schein der Totenkerzen, die für Pius IX. brennen. Und obgleich „*Sor Riccardo*“ zweimal von Briganten überfallen wurde, obgleich ihn Italiens „*Treubruch*“ so bitter schmerzte, liebte er Italiens Volk bis zuletzt, trauerte er um den Tod jedes Italieners. Der Schlüssel zur Villa Falconieri aber ruht nach seinem Wunsche in der Marmorurne, die seine Asche birgt.

Ein weiterer gewinnender Zug ist Wohlwollen, das sich äußert in maßvollem, nachsichtigem Urteil, in Mitleid und Hilfsbereitschaft. So überschwenglich Richard Voß auch für Bismarck und dessen Deutschland schwärmt, erhebt er doch schärfste Einsprache gegen das Zeitungsgerede von der Erbärmlichkeit der Feinde. Zwar war er durchaus nicht blind für Schwächen und Bosheiten seiner berühmten Freunde. Er bedauert schmerzlich einen leidenschaftlichen Haausbruch Björnstjerne Björnsons gegen Ibsen; die Taktlosigkeit, die Brahms sich gegen die jüdische Baronin Todesco zuschulden kommen ließ, quält ihn; er beklagt Paul Heyßes bittere Mißgunst gegen Ernst von Wildenbruch und leidet selbst unter Wildenbruchs gekränkter Empfindlichkeit. Aber trotzdem geht durch all seine Menschen-

schilberung Milde und fast weiche Schonung. Scharfe Worte findet er wohl der Kunstform von Wedekind und Strindberg gegenüber; aber es ist nicht der Neid gegen die Erfolgreichen, die ihn von der Bühne verdrängten. Feierlich versichert er: „Ich blieb frei von der Todsünde des Neids.“

Hilfsbereit und mitleidend machte ihn sein Wohlwollen. Früh schon hatte er sich gelobt, an jedem Tag seines Lebens jemandem etwas Freundliches zu erweisen, womöglich eine Wohltat. Im Kriege 1870/71 pflegte er als Johanniter die Verwundeten, 1914 bot er sich immer von neuem zur Krankenpflege an. Häufig erhielt er Briefe Unbekannter, die ihr Unglück zu ihm trugen, und er suchte zu trösten und zu helfen. „Erstaunlich oft war Voß Beichtvater der Frauen, Vertrauensmann in Familienkonflikten“, bestätigt Marie v. Bunsen die Andeutungen des Dichters.

Richard Voß war also entschlossen, seine künstlerische Begabung in den Dienst der Menschheit, vorab der leidenden Menschheit zu stellen. Und eine künstlerische Begabung war er. Die Lektüre von Lessing, Schiller und Goethe, das Studium antiker Architektur, das Erleben der Dramen trug ihn „empor zu leuchtenden Höhen“. Diese Höhen leuchten in den stärksten Farben der Phantasie. Es ist dies eine dichterische Einbildungskraft, die Voß zum großzügigen Schildern befähigte, zum Malen *al fresco*; für Detailmalerei dagegen fehlen die feinen Abtönungen und die kleinen Formunterschiede. Dazu kommt ein leicht und heftig erregbares Gefühlsleben, die früh entwickelte Leichtigkeit im Handhaben einer poetischen Sprache. Kein Wunder, daß sich der Drang zum dichterischen Schaffen mit elementarer Gewalt regte: „Ich bin wie eine Zwiebel“, schrieb Voß 1910, „eine Überfülle von Schalen. Jedes Buch, das ich mir vom Herzen los schrieb, ist eine losgelöste Schale.“ Eine Überfülle von Schalen: Voß hat mehr als zwanzig Dramen, mehr als neunzig Bücher erzählenden Inhalts geschrieben.

Und diese Bücher haben Leser und Bewunderer gefunden. „Eine gewaltige Gestaltungskraft, ein tiefes Dichtergemüt, ein Genie, einer der ersten Romanschriftsteller der Gegenwart, — ein gottbegnadeter Poet, nehmt alles nur in allem.“ So z. B. R. Goldmann.

* * *

Ist es also Richard Voß doch gelungen, sein Leben zu einem köstlichen Gefäß zu gestalten, es mit Schönheit und Güte zu füllen, um durstige Menschen zu erquicken? Schauen wir nicht mit visionärer Deutlichkeit die

edelgeformte Vase, mit mancherlei Zierat versehen, mit scharlachroten Rosen gefüllt und bekränzt? — Und doch sind es nur Scherben, bunte Scherben, künstlich zusammengefügt; die Rosen verdecken die Risse, die in vielen Richtungen den bunten Ton durchstrahlen.

*

Richard Voß war sein Leben lang ein kranker Mann, nervenleidend. Das sprengte manchen Riß auch in das Seelenleben. — Er ist ein Spätgeborener; seine jüngste Schwester, eine „dämonische Natur“, war zwanzig Jahre älter. Von Geburt an war Richard ein überzartes, ewig kränkliches Kind. Als Folge der Anstrengungen in der Krankenpflege 1870/71 stellte sich das Unglück seines Lebens, Schlaflosigkeit, ein. Die Mittel, die einige Stunden Schlummer brachten, mußten in immer stärkeren Gaben genommen werden. Wütenden Kopfschmerzen schreibt er es zu, daß er schon im dreißigsten Jahre weißes Haar hatte. Die Zerrüttung der Nerven ging so weit, daß er zeitweilig an Wahnideen litt, daß man ihn unablässig behüten mußte, um Selbstmord zu verhindern. Eine wahre Kopflux, die Ernst Schweninger verordnete, wiederholte Aufenthalte in Kraft-Ebbings Nervenheilanstalt „Mariagrün“ brachten einige Binderung. — In seinen schlaflosen Nächten saß Voß oft am Schreibtisch und arbeitete bis zum Morgengrauen, mit Eisumschlägen auf dem Kopf. Er schrieb in einem Zustand, der dem Delirium glich, mit pochenden Pulsen, von den Gebilden seiner Phantasie in geradezu quälender Weise umdrängt, in einem ekstatischen Rausch. Ein bezeichnender Fall; es ist Januar 1891 zur Zeit tiefster Zerrüttung: „Da saß ich eines Tages beim Frühstück, als meine Frau plötzlich ausrief: Was ist dir? Du bist totenbleich! Was siehst du? — Plötzlich war es über mich gekommen wie eine Vision. Gestalten traten vor mich hin, so lebendig, als ob sie sich leibhaftig im Zimmer befänden. Und ich, der ich vor kurzem nicht fähig gewesen, einen Brief zu schreiben, begann ein Drama zu verfassen, dessen Personen jene von mir geschauten Gestalten waren. In einer Woche hatte ich das Stück beendet und gab ihm den Titel „Schuldig“ (S. 218). Viel Fieberphantasten treiben ihr Spiel zumal in den Romanen von Richard Voß. Und dann ist wieder Seite um Seite hingehastet, wo die Anschauung erloschen ist; das übermüde, glühende Gehirn aber kann nicht zur Ruhe kommen, unaufhaltsam füllt die bebende Hand die Blätter mit „poetischem“ Wortschwall. Man hört einen Fieberkranken reden, reden ohne Raß und Ruh, wie von Zwangsantrieben genötigt.

*

Und doch hätte die Phantasie des Dichters nicht der Erhitzung seitens fiebernder Nerven bedurft, um durch übergroße Ausdehnung einen Sprung ins Seelenleben zu reißern. Richard Voß ist Phantast. — Schon das Kind, das „seltsame“, lebte in einem Märchenlande der Phantasie, es dichtete sich seine Heimat. Die Wände des bescheidenen elterlichen Hauses bekleidete die geschäftige Einbildungskraft mit Seide und Samt, sie formte die Geräte aus Gold und zierte sie mit Juwelen. Gern verkroch sich der Knabe unter den Erlen des „Fließes“, um stundenlang die Wolken anzustarren und sonderbare Gestalten darin zu schauen. Als Gymnasiast kam er monatelang nicht aus dem Bette, ohne eigentlich krank zu sein. Man gab dem Befehungsrigen wahllos Bücher, und er las und las. So intensiv lebte er die Geschichten mit, daß er beständig fieberte. „Mein innerliches Leben wurde immer wunderlicher, immer unwirklicher. Wurde ich aus meinen Phantasien herausgerissen, fühlte ich mich grenzenlos unglücklich. Daher versuchte ich dann, mir auch im gewöhnlichen Leben etwas vorzufabulieren, alle Dinge, auch die natürlichsten, gleichsam bengalisch zu beleuchten.“

Äußere Eindrücke nährten dies Phantasieleben. Der erste Besuch des Theaters brachte eine so starke Erregung, daß er schwer krank wurde. Im Fieber schrieb er selbst das Stück, das er gesehen hatte. „Ich befand mich in Ekstase, hatte Visionen.“ Naturschönheit machte magischen Eindruck auf ihn. „Die Natur übte einen persönlichen Einfluß auf mich aus. Es lag nichts Gesundes darin.“

Zubiel Phantasie, und dazu ungesunde, entstellende Phantasie. Eine Phantasie, die nicht von der Konkretheit und Eigenwilligkeit der Wirklichkeit befruchtet ist, die den Dichter geradezu hindert, Natur und Menschenleben zu schauen. Alles wird mit bengalischem Licht beleuchtet, die zarten Farben und Linien mit Glanzbildfarben verdeckt. Er hat das selbst gefühlt. Einmal las Marie v. Bunsen aus ihren Reiseschilderungen vor. „Welche Anschauung, welche Schilderungen! Nicht eine Pflanze entging ihr, nicht die Farbe des Gewandes, nicht die kleinste Wesenheit fremder Völkerschaften. Ich kam mir neben ihr mit meinem phantastischen Leben, meinen phantastischen Schilderungen recht seltsam vor“ (S. 379). — Zwei Proben der Glanzbildtechnik, die sich schon oft verraten haben dürfte. Eine Schilderung von der Riviera: „Eine schmale, felsige Landzunge erstreckt sich in schäumende, brausende Unendlichkeit. Lange Ranken der mit goldgelben, violetten oder purpurfarbenen Blumen bedeckten Eispflanzen überwuchern

die Klippen, so daß sie ein einziges strahlendes Blumenbeet bilden. Eingehauen in den lebendigen Fels liegt ein einsames Grab. Die ewige Musik des Meeres umbraust es wie Orgelklang. . . ." Oder Herbstanfang in den Alpen: „Der Herbst hält als König seinen Einzug. Seine Krone ist der funkelnde Neuschnee der Alpen, sein Mantel die in Scharlach und Purpur strahlenden Wälder. Er wandelt über Wiesen, die zu seinem Einzug mit frischen Blüten sich schmücken, mit blauen und violetten Gentianen, mit blassen Zeillosen.“

Schlimmer noch wird das menschliche Leben von der Phantasie des Dichters entstellt. Während seine Lebenserinnerungen von jedem erotischen Hauch frei sind, herrscht in seinen Romanen oft sinnbetörende Glut. Auf seinem Schreibtisch wurde ein Merkblatt gefunden, ein Zeitungsausschnitt, der eine Antwort zu geben sucht auf die Frage: Was ist ein Dichter? Darauf sind die Zeilen, die von Erotik sprechen, kräftig ausgestrichen, und trotzdem fehlt es in seinen Dichtungen nicht an schwülen, sinnlichen Ereignissen. Und während Voß im wirklichen Leben weiblich zartfühlend und zierlich war, schwelgte er in der Einbildung im Grausamen und Gräßlichen. Wahnsinn spukt häufig in seinen Büchern; Dolch, Pistole, Morphinum sind sehr gewöhnliche Requisiten. Gerade das Abenteuerliche, Sensationelle in seinen Büchern hat ihm viele Leser gewonnen, Leser, die sich nach Geschichten sehnten, wo wirklich etwas geschieht, am liebsten etwas, was den Atem versetzt und die Sinnlichkeit fiebern macht, was sich mit „gierender Wonne“ ließt.

*

Wo Nervenstichtum und Phantasterei sich treffen, entstrahlt ein weiterer Sprung durch die Seele des Dichters: ein krankes Gefühlsleben. Der Knabe litt unter der Weichheit seines Gemüts; er beneidete die Felsen um ihre Starrheit; „starr zu sein wie dort vor mir die ewigen Felsen, das erschien mir als der Gipfel alles menschlichen Glücks“. Der Drang, sein Herz zu sehr an ein anderes Herz zu hängen, offenbarte sich das erste Mal, als er im Andreas-Institut unter den Bann eines drei Jahre älteren Zimmergefährten geriet; er verfiel dem Zauber dieses prachtvollen und gefährlichen „John Steersforth“. Und dieser Drang führte zu vielen Tragödien seines Gefühlslebens. Auf die Kellertafel mit dem Bildnis des Fünfzigjährigen setzten Freunde drum das Wort aus der Erzählung „Villa Falconieri“: „Er gab zu sehr sein Herz. . .“ Die Tafel steht am Zypressenteich seines „leuchtenden Hauses“, dessen Verlust ihm fast das Herz brach. — „Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Bluter, ein Bluter

der Empfindung. Ihnen ist nicht zu helfen!" Das sind Worte, die dem Dichter zwei Jahre vor seinem Tode gesagt wurden.

Zu dieser kranken Weichheit kommt noch tiefer Welt Schmerz. Trostlosen, weltmüden Pessimismus schöpft sein Gemüt aus verschiedenen Quellen: aus angeborener Körperschwäche und früh erworbener Nervenzerüttung, aus schmerzlichen Erlebnissen, wie Trennung von der Heimat und Enttäuschungen seitens lieber Menschen, zumal auch, ohne es sich zu gestehen, aus dem Modetrübsinn einer dekadenten Zeitströmung. — Er meint den Reim zum Welt Schmerz schon im Mutterleib empfangen zu haben. „Das Leben langweilt mich. Ich bin müde, ich sehne mich nach tiefer, traumloser ewiger Ruhe. . . . Empfinden des Nichtseins, das wäre paradiesisches Glück; um einstmals ein Nirwana zu erleben, könnte man wohl das Elend des Geborenseins ertragen“, so mit 24 Jahren. Im Waldhaus zu Berchtesgaden, erzählt Marie v. Bunsen, hat Voß in hoffnungsloser Verzweiflung Morphinum genommen und glaubte hinüberzudämmern, erwachte aber zu erneuter Qual. Mit der Vermählung trat allerdings eine Wendung zum Besseren ein, nicht zum Guten. Es blieb ihm doch immer so, wie am Schlusse einer seiner römischen Dorfgeschichten steht: „Eine wunderschöne Welt, wenn auch die Menschen in ihr elend sind, verzweifeln und sterben.“ Er gefiel sich sein Leben lang als „blonder Byron“.

Bezeichnend sind die Zusätze des Dichters zu dem Ausschnitt, der als Merkblatt auf ein Täfelchen geklebt ist: „Was ist ein Dichter? — Einer, der schon weinen kann, wenn noch die andern trockenen Herzens sind.“ — Daneben von der Hand des Dichters: „Ja, ja! Dann wäre ich's.“ Und weiterhin: „Einer, der leidet, leidet. — Und alle sagen: Was fehlt ihm denn zu seinem Glück?“ Daneben: „Ja, ja, ja!“ Aber Voß weinte zu oft aus Hysterie und litt zu oft an eingebildeten Schmerzen. Es geht auch ein kranker, welt Schmerzlicher Zug durch fast alle seine Werke. Viele fanden ihre eigene Zerrissenheit gespiegelt, gespiegelt gar als etwas Notwendiges, Heiliges. Denn Voß weihte den wehleidigen Welt Schmerz zum Erlösungsmysterium; wer sich diese Dornenkrone aufsetzt, sich an dies Kreuz schlägt, erlöst sich selbst und andere.

Wenn sich aber die hysterische Gemütsregung mit der zügellosen Phantastik verbindet, kommt es zu poetischem Wahnsinn. Dann wird das Gefühl, wie ein Kritiker sagt, in einen Expresszug gesetzt, über dessen Lokomotiven der Führer alle Gewalt verloren hat. Eine in allen Farben und Tönen rasende Sprache sucht den Leser zu vergewaltigen. Da

entstehen Ungeheuerlichkeiten wie „Dahiel, der Konvertit“. Dieser kleine Gettojude, der konvertiert, Priester und Mönch wird, zweifelt und abfällt, sich wieder bekehrt, blühender Aljet, heiliger Abt, Fanatiker und Judenhasser, Mörder seines Stammes und schließlich Brigant wird. Von „Michael Cibula“, einem Roman, den der greise Voß selbst mit Spannung und Bewunderung wieder las, sagt H. M. Mayer, was dies Buch an Unmöglichkeiten in Psychologie und Kolorit biete, lasse sich durch Jahrzehnte unserer Romanproduktion hindurch anderwärts nicht in gleicher Häufung aufweisen.

*

„Ich kämpfte und kämpfte: gegen mein seltsames phantastisches Ich, gegen die düstere und leidenschaftliche Art meiner Begabung, die mir Welt und Leben in grellen Dichtern zeigte.“ Aber erfolglos. In seiner Anlage herrschte das Vernunftstrenge vor, und ein Korrektiv durch das soziale, praktische Leben wie durch feste, auf Autorität hin übernommene sittlich-religiöse Anschauungen fehlte.

Voß lebte stets durch ästhetischen Schein getrennt von der wirklichen Welt des Alltags. Der träumerische Knabe wuchs ohne Spielgefährten auf; die überzärtliche Mutter nahm ihn aus dem Gymnasium fort und hielt ihm einen Hauslehrer. Auch im Andreas-Institut zog er sich vom Spiel zurück; die Freundschaft dieser Zeit stand im Zeichen berückter Schwärmerei. Der Volontär auf einem Gut im Thüringerland schwelgte in der Poesie des Landlebens. In hohen Reitstiefeln, im Kostüm aus kaffeebraunem Samt mit breitem, ungefärbtem Byrrontragen, mit grellroter, lose gebundener Krawatte, das aschblonde Haar in ungeschorener Fülle, genoß er die „Poesie“ der Heuernte, der Kartoffelernte, der Kirmeß, des Gänse- und Schweineschlachtens. Die elf Monate Johanniterdienst im Kriege sollten seinen Wirklichkeitsinn auch nicht stärken. Die Zeit ging in einem „blutigen, schrecklichen, herrlichen Traum, in einer beständigen Ekstase“. Die Nacht auf dem Schlachtfeld von Bazailles, die Hilfe bei der Amputationsarbeit, das Ausgraben einer verwesenden Leiche vergiftete seine kranke Phantasie. Der Student in Jena lebte als „Rosenherr“ in seinem Rosenhaus, wo er seinen Freunden phantastische Feste veranstaltete, Sommernachtsträume und Bacchantenspuß. Und wie unwirklich war das Leben auf der Villa Falconieri! „Ich lebte im Albanergebirge hoch über dem Gewimmel der Menschheit, ein verwunschener Prinz in dem leuchtenden Haus . . . nicht imstande, in der Wirklichkeit der Dinge festen Fuß zu fassen“ (S. 133). Wohl hatte er einen großen Kreis von Bekannten; über 400 Namen führte das Register

auf, fürstliche, hochadelige, fast alle Dichter und Künstler von Ruf, die zwischen den beiden Kriegen lebten. Aber dieser Verkehr drehte sich doch bloß um Kunstgenuß und künstlerisches Schaffen, war auch verzaubert in das verwunschene Land des Ästhetentums.

Aber seine Wirksamkeit als Seelenarzt und Tröster der Trauernden? Welche Quelle für wirkliche Menschenkenntnis! Richard Voß hat selbst darüber gespottet. Es waren ja zumeist unglückliche Frauen mit einer unglücklichen Liebe. Und er war jeder unglücklichen Frau gegenüber so hilflos, oft genug der reine Don Quichotte. Oft tat er durch Jahre einer Unglücklichen Ritterdienste, verteidigte die Verkannte mit glühenden Worten, bis er erkennen mußte, daß er selbst die Dame verkannt hatte.

Dieser Kluft, die das Leben von der sozialen Umwelt trennte, entspricht ein Riß im Dichterwerk. Die Personen seiner Dramen und Romane sind nicht Menschen mit Fleisch und Blut, sondern gespenstische Phantome. Sie führen grausam pathetische Gespräche, und ihre Handlungen folgen Traumassoziationen. Es fehlt „die schöne Wahrhaftigkeit künstlerischer Gestaltung“.

*

Noch war die Rede nicht vom tiefsten Riß, der durch die Seele des Dichters ging, von dem Riß, der sein bewußtes Leben schied von dem Mittelpunkt aller Einheit und Harmonie, von der Religion, von Gott.

Wie hatte es den Knaben zu Gott gezogen! Als er kaum die ersten Worte stammeln konnte, hatte man ihn beten gelehrt. Und Gebet war ihm ein Herzensbedürfnis. Doch früh schon wird seine Religiosität von Phantastik und Schwärmerei angekränkt. Wenn das Kind während des ganzen Gottesdienstes die Augen unverwandt auf das Kreuzifix des Altars gerichtet hielt, auf den „nackten jugendlichen Leib“, der aus Wunden blutend am Kreuze hängt, fühlte er blutiges Mitleid, aber auch die göttliche Schönheit des Menschen. — Einer seiner Hauslehrer, ein Theologe, richtete seine Einbildungskraft auf die Religion. Im Bette liegend füllte der junge Schwärmer ganze Hefte mit religiösen dithyrambischen Ergüssen.

Bald trat an die Stelle der Frömmerei eine fanatische Leidenschaft fürs Theater. Mit achtzehn Jahren fehlte es nicht „an Irrtümern, noch weniger an Erfahrungen, an Enttäuschungen schlimmster und traurigster Art“. Runo Fischers und Ernst Haedels Vorlesungen, die er unmittelbar nach der Erschütterung durch den Krieg hörte, gaben seiner Religiosität den letzten Stoß. Es kam der Tag, wo er mit Entsetzen inne wurde, daß er nicht mehr beten konnte. Gebet war ihm bis dahin ein „leidenschaftliches Be-

dürfnis“ gewesen; er geriet außer sich, war der Verzweiflung nahe und rang nach Gebet. „Es gelang mir jedoch nicht, durch Gebet mich wieder der Gottheit zu nähern. In mir war etwas gleichsam ausgelöscht. Mein Gottesbild erlosch mehr und mehr, ward immer schemenhafter, schwand hin zu einem Schatten, zu einem Phantom. Ich fühlte mich schuldig, als hätte ich in mir die Gottheit getödtet“ (S. 68).

Voß war von da an allem positiven Christentum ein fanatischer Hasser. In den „Scherben“ stößt er Blasphemien aus, seicht im Gedanken, unsäglich roh in Gefühl und Ausdruck. Es ist die erste Bitterkeit über den Verlust des schwärmerischen Glücks, worin er in seiner phantastischen Religiosität geschwelgt hatte. — „Wie komme ich zum Glauben, wie komme ich zu Gott? war der Angstschrei mancher traurigen Stunde. Durch das Leben, gab ich mir hoffend zur Antwort. Schwärmender Tor! Durchs Leben kommt man ins Narrenhaus, aber nicht in die Kirche — nur Kinder können noch glauben. . . . Ich kann nur besitzen, was ist; Gott aber ist nicht.“ Die krasse Gottesleugnung findet sich in den späteren Werken nicht mehr; aber was sie an ethischen und religiösen Gedanken enthalten, ist beseelt von Widerspruch gegen das überkommene Christentum. Mit Recht sagt Jeannot Emil v. Grotthuß: „Die Idee der Emanzipation von den allhergebrachten Anschauungen hat keinen begeisterteren Sänger und Verkünder als Richard Voß gefunden.“ Ehebruch, Mord und Selbstmord müssen sich nur in phantastischer Schönheit vollziehen, so finden sie die Billigung des Dichters. Wenigstens in seiner Romanwelt. Daß er daneben gegen Emanzipierte der Tat wie D'Annunzio und Ellen Key Widerwillen hegt, ist bezeichnend für sein phantastisches Leben in ästhetischem Schein.

Während Juden auffällig sympathisch dargestellt werden, sind die Träger der christlichen Idee, zumal die Vertreter der katholischen Kirche, lauter Heuchler und Schurken. Man müßte von gewissenloser Verleumdung und Gemeinheit sprechen, wenn man es Voß nicht als mildernden Umstand zubilligte, daß er auch hier das Opfer seiner Phantasie geworden, der die Vorurteile des Protestanten die Richtung gaben. Das katholische Volk lebt in Verdummung, Außerlichkeit und geistiger Knechtschaft; in die Seele des Priesters und Mönchs teilen sich Fanatismus und Zweifel, rohe Missethätigkeit und Erotik; die hohen Prälaten sind weltliche Befleckte und religiöse Komödianten; das Wesen der Kirche ist Herrschsucht im Gewande sinnreizender religiöser Symbole. Welcher Ingrim gegen Se. Hochwürden

den Pfarrer, diesen „schwarzen Fleck in der Schöpfung“! So gut kannte „Sor Riccardo“ die Mönche, die weißen Kamaldolenser und die braunen Kapuziner; oft war er in den Klöstern zu Gast, und häufige Gäste waren die frommen Väter und Brüder in der Villa Falconieri. Und was dichtet er den katholischen Orden alles an! Für die Macht und Niedertracht der Jesuiten hat er ja freilich den Kardinal Hohenlohe zum Gewährsmann; der Kardinal „in rotem Seidengewand, Zoll für Zoll ein Kirchenfürst, dieser feine ironische Geist“ macht zweimal seine Andeutungen, und zweimal wird sein Tod jesuitischer Tücke zugeschrieben.

Kampf gegen alles Kirchliche, Emanzipation vom positiven Christentum ist die aufdringliche Tendenz, die allein schon die meisten Werke von Richard Voß ungenießbar machen würde. Vom Atheismus scheint er bald zu einem vagen Gottesglauben zurückgekehrt zu sein. Aber auch da, wo er von der „Gottheit“ spricht, wird sich Widerwille regen. Die unlösbare Frage quält: Ist's Ernst oder ist's poetische Redefigur? Oft macht es den Eindruck, als hätte er sich für den verlorenen Gott allerlei Götzen aufgestellt. Bald betet er die Natur, die große Göttin, an als heilige Spenderin des Alls, als liebende Mutter des Menschengeschlechts; bald ist ihm die Kunst die Gottheit, der er in Ehrfurcht die Knie beugt, deren geringer Priester er sein will. Aber dann eilt er auch wieder vom Krankenlager seiner Frau, die dem fast sichern Tode entgangen, hinaus in die erhabene Einsamkeit der Campagna und erhebt die Seele zur Gottheit. Und man liest: „Ich danke einer göttigen Gottheit, daß sie mich schuf. Sie schenkte meinem Herzen die Liebe zur Menschheit, sie sandte mir die Liebe selbst in Gestalt meiner Frau. . . Wohl darf ich Hände und Herz erheben zu einer Gottheit, die mein Leben köstlich gemacht hatte.“ Aber hatte schon das göttliche Wesen, zu dem der Knabe und Jüngling betete, „manchen heidnischen Zug“, wird man da in der „Gottheit“ des Mannes und Greisen mehr sehen dürfen als den Götzen des Pantheismus?

Richard Voß hat sich eingehend mit seiner letzten Ruhestätte beschäftigt. Unter den Buchen von „Bergfrieden“ sollte sie sein. Seine Asche soll geborgen werden in einer Urne, die Stephan Sinding geschaffen, in einem „Gefäß von gar edler Bildung. Ich erblicke darauf mich selbst. Tot, vom Leben erlöst, liege ich auf meinem letzten Lager. Mir zu Füßen steht die Gefährtin meines Lebens und streut auf mein Sterbliches Rosen herab. Von meinem Reichthum entfernt sich eine schwebende, verhüllte Gestalt. Es ist der Genius des Menschenleids. Er entweicht von meiner

Hülle, den Dornenkranz in Händen, womit er den Lebenden gekrönt hatte. . . . Gerne hätte ich als Grabstätte einen Bronzeabguß des Adoranten. Er möge seine Arme aufheben zu einer gütigen Gottheit, auf daß sie mit mir nicht zu streng ins Gericht gehe. Gebüßt habe ich schon im Leben.“

*

Alle Milde des Urteils darf die Wahrheit nicht verschleiern. Nicht die edel gebildete Urne kann als Symbol dieses Lebens und Dichtens gelten — scharfbenhaft ist das Leben und scharfbenhaft die Kunst. Und den Dichtungen fehlt Einheit und Harmonie, künstlerischer Wert, weil das Leben zerrissen und stülplich minderwertig war. Freilich nicht jedes Kunstwerk, das von einem minderwertigen Menschen geschaffen wird, muß deshalb schon ästhetisch wertlos sein; aber es gibt Gebrechen des Lebens, die notwendig auch das künstlerische Schaffen brüchig machen. Das ist bei Richard Voß der Fall. Wenn die Anlage zur Selbstkritik fehlt, die das von Nervenzerüttung noch gehezte, von vornherein ungesunde Gefühls- und Phantasieleben regelt, so kann kein harmonisch aufgebautes Kunstwerk entstehen. Wenn soziale Isolierung auf die Beobachtung des eigenen, hier gar anormalen Seelenlebens beschränkt, sind keine psychologisch verständlichen Charaktere zu erwarten. Und wenn falsche moralische und religiöse Anschauungen als Haupttendenz ins Kunstwerk eingehen, wird ästhetischer Genuß unmöglich. Während nun die bunten Scherben das Gefallen der großen Masse fanden, erging ein wahres Scherbengericht seitens der zünftigen Kritik aller Richtungen über Richard Voß. Ungläubige wie protestantische und katholische Kritiker waren einig im Verwerfungsurteil. Nicht alle sind so scharf wie der Protestant A. Bartels, der in Voß die Krone der Dekadenz, die verkörperte Verwesung sieht. Überaus bezeichnend ist, daß die Urteile der Frankfurter Preisrichter, die Voß den Preis zuerkannten, geradezu vernichtend sind. Zumal das von Michael Bernays, der sich rühmte, Voß entdeckt zu haben.

Als der müde Jüngling einst der Welt die „Scherben“ seiner Seele gab, war es sein resignierter Wunsch, sie möchten als Mörtel beim Zukunftsbau einer glücklicheren Menschheit dienen. Auch dazu taugen sie nicht, diese Scherben, diese allzu bunten Scherben, an denen viele sich Hand und Fuß wundgerissen haben.

Sigmund Stang S. J.